

(Nachdruck verboten.)

41)

## Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Dann wieder trübte sich Frau Karoline's klares Denken, sie wurde schwach, sie zauderte und fand schließlich nur Unregelmäßigkeiten vorzuwerfen, die seiner Versicherung nach allen Bankhäusern gemeinsam wären. Vielleicht hatte er recht, wenn er ihr scherzend sagte, das Ungetüm, vor dem sie Angst hatte, sei der Erfolg, jener Erfolg in Paris, der wie ein Donnerschlag erdröhnt und einschlägt, vor dem sie wie in unerwarteter Angst vor einer Katastrophe erzitterte. Sie wußte nicht mehr, woran sie war. Bisweilen stieg sogar ihre Bewunderung für ihn, stieg die unbegrenzte Zärtlichkeit, die sie immer noch für ihn hegte, obwohl sie aufgehört hatte, ihn zu achten. Nie hätte sie gedacht, daß ihr Herz so vielgestaltig sei, sie fühlte sich als schwaches Weib und beschränkte, sie könnte keine Kraft mehr zum Handeln finden. Darum zeigte sie sich hoch beglückt über ihres Bruders Rückkehr.

Schon am Abend dieser Rückkehr wollte Saccard im Zeichenfaale, wo sie sicher ungestört waren, die Beschlüsse vorlegen, die der Aufsichtsrat zu genehmigen hatte, ehe sie in der Generalversammlung zur Abstimmung gelangten.

Bruder und Schwester aber fanden sich durch ein stillschweigendes Uebereinkommen früher ein; sie blieben eine Zeitlang allein und konnten ungestört mit einander plaudern.

In fröhlichster Stimmung war Hamelin eingetroffen. Er war hoch beglückt, daß es ihm gelungen war, die verwickelte Eisenbahnangelegenheit in dem Orient rasch zu fördern, der tief in Trägheit schlummerte, der in politischen, finanziellen und administrativen Hindernissen so sehr verstrickt war. Endlich war der Erfolg vollständig: die ersten Arbeiten sollten in Angriff genommen und die Baustellen allenthalben eröffnet werden, sobald die Gesellschaft in Paris sich endgültig konstituiert hätte. Daß er sich so begeistert und zukunftsfröhlich zeigte, war für Frau Karoline eine neue Ursache zum Schweigen, so schwer fiel es ihr, diese schöne Freude zu trüben. Gleichwohl sprach sie einige Bedenken aus und warnte ihn vor dem Vertrauenstaumel, welcher das Publikum fortriß. Da fiel er ihr ins Wort und schaute ihr ins Antlitz: Was wäre denn los? Wußte sie etwas Bedenkliches, warum redete sie nicht?

Und sie redete nicht, sie fand nichts Bestimmtes vorzubringen.

Saccard, der Hamelin noch nicht wiedergeesehen hatte, fiel ihm um den Hals und umarmte ihn mit seinem südländischen Ungetüm. Als dieser hierauf seine letzten Briefe bestätigt und über das volle Gelingen seiner Reise Einzelheiten mitgeteilt hatte, geriet Saccard in helle Begeisterung.

„O, mein Vetter, diesmal werden wir die Herren von Paris sein, die Könige des Marktes. . . Auch ich habe tüchtig gearbeitet; ich habe einen ganz ungewöhnlichen Einfall. Sie werden gleich sehen.“

Sofort setzte er ihm seine Kombination auseinander, durch welche er, um das Kapital von hundert auf hundertundfünfzig Millionen zu bringen, hunderttausend neue Aktien ausgeben wollte, wodurch auch mit einem Schläge alle Titres, die alten wie die neuen, voll einbezahlt würden. Die Aktie ließ er zu achthundertundfünfzig Frank vom Stapel und kaufte mit den dreihundertundfünfzig Frank Agio einen Reservefonds, welcher mit den bei jeder Bilanz bereits zurückgelegten Summen die Ziffer von fünfundsiebenzig Millionen erreichte. Es erübrigte nur noch, eine ebenso große Summe aufzutreiben, um die zur Vollenzahlung der zweimalhunderttausend Stammaktien erforderlichen fünfzig Millionen zu erreichen. Hier setzte nun sein ungewöhnlicher Einfall ein; er wollte nämlich für das laufende Geschäftsjahr eine vorläufige Bilanz aufstellen, die nach ihm einen Reingewinn von mindestens sechsunddreißig Millionen ergeben mußte. Daraus schöpfte er ruhig die fehlenden fünfundsiebenzig Millionen. So würde die Universelle vom 31. Dezember 1867 ab ein endgültiges Kapital von hundertundfünfzig Millionen besitzen, eingeteilt in dreimalhunderttausend voll eingezahlten Aktien. Dann würden die Aktien auf den Inhaber umgeschrieben, um ihnen den freien Verkehr auf dem Markte zu

erleichtern. Das war der endgültige Triumph, das war sein genialer Gedanke.

„Ja wohl, genial!“ rief er, „das ist nicht zu viel gesagt.“ Etwas betäubt blätterte Hamelin in dem Entwurfe und überblickte die Zahlen.

„Ich bin kein großer Freund von dieser voreiligen Bilanz,“ sprach er endlich. „Sie wollen demnach wirkliche Dividenden Ihren Aktionären geben, da ja alle Titres als einge zahlt gelten; dann muß man aber gewiß sein, daß alle Summen richtig stimmen, sonst würde man uns mit Recht beschuldigen, Schwindeldividenden verteilt zu haben.“

Saccard geriet in Harnisch.

„Wie? ich bleibe ja hinter der wirklichen Schätzung zurück! Sehen Sie doch, ob ich nicht vernünftig gewesen bin. Werden die „Dampfboote“, der „Starmel“, die „Türkische Nationalbank“ nicht höhere Gewinne abwerfen, als die hier eingeschriebenen? Sie bringen mir von dort Siegesnachrichten mit, alles ist im Gange, alles gedeiht, und Sie wollen mit mir noch über die Gewißheit unsres Erfolges feilschen?“

Lächelnd beruhigte ihn Hamelin mit einer Handbewegung. Ja freilich, er traute ihm! Allein er stimmte für einen geordneten Geschäftsgang.

„Allerdings!“ sprach Frau Karoline sauer, „wozu diese Eile? Könnte man nicht für diese Kapitalerhöhung den April abwarten? Oder auch, wenn Sie fünfundsiebenzig weitere Millionen brauchen, warum geben Sie nicht die Aktien sogleich zu tausend oder zwölfhundert Frank aus, wodurch die Vorwegnahme des Reingewinns aus der nächsten Bilanz umgangen würde?“

Einen Augenblick geriet Saccard in Verwirrung. Er schaute sie über diesen Einfall verwundert an.

„Allerdings! zu elfhundert, statt achthundertundfünfzig würden die hunderttausend Aktien gerade die fünfundsiebenzig Millionen ergeben.“

„Nun, dann haben wir's ja!“ erwiderte sie. „Sie fürchten nicht, daß die Aktionäre sich widerhaarig zeigen werden? Sie werden ebenso leicht elfhundert Frank wie achthundert geben.“

„Ja, natürlich! Sie werden alles geben, was man will, und sich noch darum reißen, wer mehr geben darf. Sie sind jetzt toll und würden das Haus stürmen, um uns ihr Geld zu bringen.“

Mit einem Male aber kam er wieder zu sich und machte eine lebhaft abwehrende Bewegung:

„Was fällt Ihnen denn ein? Ich will nicht elfhundert Frank verlangen, um keinen Preis! Das wäre wahrhaftig gar zu dumm und gar zu einfach. Begreifen Sie doch, in solchen Kreditfragen muß man immer auf die Phantasie einwirken. Die geniale Idee besteht darin, den Leuten aus der Tasche Geld zu nehmen, welches noch nicht darin ist. Sofort bilden sie sich ein, daß sie es nicht hergeben und man ihnen etwas schenkt. Und dann, sehen Sie nicht den großartigen Erfolg dieser in allen Blättern veröffentlichten vorläufigen Bilanz, dieses sechsunddreißig-Millionengewinnes, der zum Voraus mit lautem Trompetenschall verkündet wird? Die Börse fängt Feuer, wir überschreiten den Kurs von zweitausend und steigen und steigen — und bleiben nicht mehr stehen!“

Mit lebhaften Geberden stand er da; auf seinen kurzen Beinen hoch aufgerichtet, wuchs er in Wahrheit bis zu den Sternen empor, dieser Geldpoet, der trotz Bankrott und Ruin nicht vorsichtig geworden war. So war eben sein instinktives Verfahren, das ungestüme Drängen seines ganzen Seins, er mußte die Geschäfte förmlich vorwärts peitschen und im dreifachen Galopp seines Fieberwahnes vorwärts treiben.

Er hatte sich den Erfolg erzwungen und durch den zerschmetternden Erfolg der Universelle alle Begierden angefasst. Drei Emissionen binnen drei Jahren, ein Kapital, das von fünfundsiebenzig auf fünfzig, auf hundert, auf hundertfünfzig Millionen sprang, ein unaufhaltsames Fortschreiten, welches von wunderbarer Prosperität zu zeugen schien. Auch mit den Dividenden ging es sprunghaft vorwärts: das erste Jahr nichts, dann zehn Frank, dann dreihunddreißig, jetzt sechsunddreißig Millionen nebst Vollenzahlung aller Aktien. Und dies alles bei schwindelhaftem Ueberheizen der ganzen Maschine, inmitten scheinbarer Subskriptionen, bei denen die Gesellschaft viele Aktien behielt, um ein voll einbezahletes

**Kapital vorzuspiegeln, unter dem Drängen und Schieben der Börse, an welcher jede Kapitalserhöhung die Panse über Gebühr emportrieb.**

Zimmer noch in der Prüfung der Projekte vertieft, hatte Samelin seiner Schwester nicht beigegeben. Er schüttelte den Kopf und kehrte zu den Bemerkungen über Einzelheiten zurück.

„Gleichviel! es ist nicht richtig mit Ihrer vorläufigen Bilanz, da ja der Reingewinn nicht feststeht. Ich will nicht einmal mehr von unsren Unternehmungen reden, obwohl auch sie den Unglückschlägen preisgegeben sind, wie jedes Menschenwerk überhaupt. Aber da sehe ich das Conto Sabatani, dreitausend und so und so viel Aktien, welche über zwei Millionen darstellten. Diese Posten haben Sie uns gut geschrieben, während Sie uns damit belasteten sollten, da ja Sabatani nur unser Strohmännchen ist. Nicht wahr, das dürfen wir uns schon untereinander sagen? Und hier erkenne ich gleichfalls mehrere unserer Angestellten, ja sogar einige unserer Aufsichtsräte, — lauter Strohmänner, ja, ja, ich durchschaue es, Sie brauchen es mir nicht mehr zu sagen. Es löst mir Zucht ein, wenn ich sehe, daß wir eine so erhebliche Zahl unsrer Aktien in Händen behalten. So nehmen wir nicht nur nichts ein, sondern wir legen uns fest und werden schließlich uns aufzehren.“

Frau Karoline schaute ihn ermutigend an. Endlich sprach er ihre gesamten Befürchtungen aus, fand er die Ursache des dumpfen Unbehagens, das zugleich mit dem Erfolge in ihrem Inneren wuchs.

„O, das Spiel!“ murmelte sie.

„Wir spielen ja nicht!“ rief Saccard. „Es ist doch erlaubt, seine eignen Worte zu stützen, und es wäre wahrhaftig einfältig, wenn wir nicht dafür sorgten, daß Gundermann und die andren unsre Papiere nicht entwerten, indem sie gegen uns Baïsse spielen. Wenn sie es bis jetzt noch nicht gewagt haben, so kann's immer noch kommen. Deshalb bin ich ziemlich froh, eine gewisse Zahl unsrer Aktien in Händen zu haben, und wenn man mich dazu zwingt — das sage ich Ihnen —, dann bin ich sogar bereit, Aktien zu kaufen, ja ich werde eher kaufen, als ich sie um einen Centime weichen lasse.“

Er hatte die letzten Worte mit ungewöhnlicher Kraft gesprochen, als hätte er den Eid geleistet, eher zu sterben, als sich besiegen zu lassen. Dann zwang er sich zur Ruhe und verzog sein Gesicht zu einem gutmütigen Lachen:

„Also jetzt geht's wieder los mit dem Mißtrauen! Ich meinte, wir hätten uns ein für allemal über alles dies ausgesprochen. Sie hatten sich bereit erklärt, sich auf mich zu verlassen, lassen Sie mich also handeln! Ich will nur Ihren Reichtum, einen großen, großen Reichtum.“

Er unterbrach sich und sprach leiser, als erschreckt er fast vor der Ungeheuerlichkeit seines Wunsches.

„Sie wissen nicht, was ich will? Ich will einen Kurs von dreitausend!“

Mit der Hand wies er in die Ferne, er sah ihn wie ein Gesicht aufsteigen und im Gesichtskreis der Börse aufflammen, diesen triumphierenden Kurs von dreitausend.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Vom Kommunismus der Eskimos.

(Schluß.)

Wann nun das Privateigentum sich entwickelt hat, darüber giebt es keine Kunde. Man weiß nicht, ob seine Entwicklung zusammenhängt mit der Wanderung nach Grönland, die das Volk der Eskimos in bisher unbekannter, wenn auch nicht in allen Stücken neue Verhältnisse brachte, indem es sie fortan vornehmlich auf die Kajal-jagd auf hoher See anwies und damit die Ausgestaltung ganz neuer Werkzeuge und Jagdmethoden notwendig machte. Aber möglich ist dieser Zusammenhang schon. Vielleicht deutet ein merkwürdiger Brauch beim Ausleihen von Fangwerkzeugen auf einen Zustand des Gemeinbesitzes an Arbeitsmitteln hin, der dann später bei einer Erwerbsweise, die gesteigerte Schwierigkeiten einschloß, verloren ging. Leicht nämlich, so teilte ein dänischer Grönlandsfahrer um die Mitte des 18. Jahrhunderts mit, ein Mann einem andern etwas, wie Boote, Pfeile, Angelhaken oder sonst ein Angelgerät, und dieser kommt damit zu Schaden, sei es, daß der Seehund oder das Tier mit dem Pfeile durchgeht oder der Fisch die Schnur zerreißt oder auch, daß der Fisch oder der Seehund das Boot beschädigt, so geht dies alles auf Kosten des Besitzers, und der Leihende erlegt nichts davon. Aber die Gegenstände müssen mit Wissen des Besitzers entliehen sein. In diesem Brauch tritt also allem Anschein nach eine Mischung der Begriffe Privat- und Gemeineigentum zu Tage.

Ganz unzweifelhaft kommunistische Züge offenbart aber das Besitzrecht an der gemachten Beute. Auffallenderweise jedoch richtet sich der Grad des Gemeinbesitzrechts nach der Art der erlegten Tiere. Nanzen teilt mit: „Ueber die Verteilung entscheiden von Alters her feststehende Regeln, und nur einzelne Tierarten darf er größtenteils für sich und seine Familie behalten. Hierzu gehört der Kial oder Grönlandsseehund, aber auch davon muß er den Kajalnehmern, die ihn gleich nach dem Fange ansprechen, und allen Kindern seines Bohnortes je ein kleines Stück Speck abgeben. Andre Seehundsarten werden nach bestimmten Regeln unter diejenigen verteilt, die beim Fange zugegen oder behilflich waren, manchmal erhält sogar jedes Haus des Wohnortes ein Stück. Letzteres gilt namentlich für das Walroß und mehrere Balfischarten, wie den Weißwal; von diesem erhält der Fänger einen verhältnismäßig kleinen Teil, auch wenn er das Tier ganz allein erlegt hat. Wird ein größerer Wal ans Land gebracht, so soll es ein schenlicher Anblick sein, wie sich alle Bewohner des Ortes mit Messern bewaffnet auf das noch im Wasser befindliche Tier stürzen, um jeder seinen Anteil zu nehmen. Diese Regeln gelten nicht nur für größere Tiere, sondern auch für einzelne Fischarten. Wird also eine Hellbutte gefangen, so ist der Fänger verpflichtet, den andren Kajalnehmern, die auf dem Fangplatz halten, ein Stück Haut zum Verteilen zu geben. Außerdem teilt er gewöhnlich, wenn er heimkommt, seinen Hausgenossen und den Nachbarn etwas von dem Tiere zu.“

Selbst wenn der Grönländer alle diese Vorschriften gewissenhaft befolgt hat, kann er doch nicht immer seinen Anteil von seiner eignen Beute unberührt behalten. Erbeutet er z. B. etwas, wenn in seinem Bohnorte Mangel oder gar Hungersnot herrscht, so gilt es für seine Pflicht, entweder ein Gastmahl zu geben oder mit den andern Hausgenossen, die vielleicht lange Zeit frisches Fleisch haben entbehren müssen, zu teilen.

Ist der Fang gut, so giebt es ein Festmahl, und man schmaust, bis man nicht mehr kann. Wird nicht alles verzehrt und ist in den andern Häusern auch noch genug da, so wird es für den Winter aufgehoben. Kommt aber eine Zeit der Not, so haben die, welche etwas haben, die Pflicht, denen, die nichts haben, zu helfen, so lange etwas zum Abgeben da ist. Nachher hungern sie gemeinsam, und manchmal verhungern sie auch. Daß einige in Ueberfluß leben, während andre Not leiden, was in den europäischen Staaten ja tagtäglich vorkommt, ist in Grönland unerhört, wenn man davon abfiehet, daß die dort wohnenden Europäer mit der gewöhnlichen Vorsorge unsrer Klasse oft Vorräte haben, während die Grönländer darben.“

Ein konsumgenossenschaftliches Princip beherrscht also die kleinen grönländischen Gemeinwesen. Das Leben der Eskimos, ihre Erwerbsweise, ist voll Härte, namentlich mit den Augen des Europäers gesehen. Aber sie haben sich der unwirtlichen Natur ihres Landes angepaßt, und alles, was sie bietet, bewundernswert ausgenutzt. Steine, ein wenig Treibholz, Felle und Knochen, diese wenigen Rohstoffe bilden das Material, aus dem eine eigne Kultur aufgebaut wurde. Werkzeuge und Geräte werden nicht nur mit äußerster Geschicklichkeit gehandhabt, sondern sind selbst wahre Prachtstücke menschlicher Erfindungskunst. Der Härte und Armut der umgebenden Natur entspricht aber auch das gesellschaftliche Leben der Eskimos. Die Kunstfertigkeit, die zur Herstellung der Geräte zum Daseinskampf gehört, bindet den Verfertiger enger an sein Produkt, als das in reicheren Gebieten der Erde nötig ist und so hat sie vielleicht der Entwicklung des Privateigentums an Arbeitsmitteln Vorschub geleistet. So aber auch mußte gerade die Armut der Natur und die Schwierigkeit des Erwerbs, die Notwendigkeit gegenseitigen Helfens schon beim Fange, darauf hinwirken, den Gemeinbesitz an der Beute zu befestigen.

Wie die Beispiele gelehrt, ist dieser Gemeinbesitz nicht in allen Fällen unbeschränkt, schon schiebt sich hier und da ein Vorrecht des Fängers ein, aber das dürfte seine Grenze in den Verhältnissen finden, und im übrigen ist es eine natürliche Folge eben des Alleinbesitzes an den Arbeitsmitteln. Das ganze Bild aber zeigt, wie beim Eskimo Selbsthilfe und Nächstenhilfe zur festen und tiefen Einheit verjähmolzen sind. Nanzen sagt vom Eskimo: „Sein erstes Staatsgesetz ist, andern zu helfen.“

Wenn auch zugegeben werden muß, daß die Natur Grönlands tüchtig mitgewirkt hat, diesen Grundfay einzuwurzeln, so wäre es doch zu weit gegangen, die ganze Erscheinung auf ihr Conto zu schreiben. Es ist überaus wahrscheinlich, daß die Eskimos gleiche Grundsätze schon in ihrer ursprünglichen Heimat — Alaska — besaßen und sie von dort her mitbrachten. Die Eskimos schließen sich an die Indianer an; ihre enge Verwandtschaft wird nicht nur körperlich, sondern auch in ihrem greifbaren Kulturbesitz erwiesen. Daß aber die Indianer in kommunistischen Organisationen festen Gefüges lebten, ist bekannt, und so finden sich Eigentümlichkeiten jener uralten gesellschaftlichen Verbände auch über den Konsumkommunismus hinaus bei den Eskimos.

Scharf ist die Arbeitsteilung, die in Grönland zwischen Mann und Frau besteht. Der Mann schafft auf dem Meer, die Frau auf dem Lande; sowie der Mann mit dem Kajal an den Strand stößt, beginnt die Arbeit der Frau. Sie muß die Beute zubereiten. Dem Manne werden gewisse Rangvorrechte zugewiesen; die Frau ist sein Eigentum, das er sich entweder geraubt oder auch wohl von dem Vater gekauft hat. Aber im häuslichen Leben läßt nichts darauf schließen, daß die Frauen irgendwie unterdrückt oder zurückgesetzt werden. Nanzen sagt, es sei ihm im Gegenteil so vorgekommen,

als spielten z. B. die Hausmütter in Godthaab und Umgegend eine bedeutende Rolle, ja als seien sie in einigen Fällen sogar die höchste Instanz. Liegen hier gar Reste des alten Mutterrechts geborgen? Es ist sehr bemerkenswert, daß die fingierte Gegenwehr des erlörenen Mädchens bei der Brautwerbung sich deutlich wie eine Reminiscenz an eine ehemalige große Selbständigkeit der Frauen gegenüber dem Mann ausnimmt; es gilt nämlich als eine große Schande für ein Mädchen, Ja zu sagen, wenn die Frage gestellt wird, ob sie den Bräutigam zum Manne haben wolle. Auf alte Verhältnisse deutet auch die Vielweiberei, die erlaubt ist, und die Vielmännerei, die zwar selten ist, aber doch vorkommt. Weiterhin ist zu erwähnen, daß die Ehetrennungen sich sehr leicht vollziehen und daß auch heute noch zeitweiliger Frauentausch nicht verschwunden ist. Der schon erwähnte Egede beschrieb auch ein Liebespiel der Männer und verheirateten Frauen, bei dem völlige Freiheit ohne jeden Zwang gestattet war, also eine Art Symbol der Gruppenehe, in der viele Männer zugleich mit vielen Frauen verheiratet waren. Egede sagt auch, daß die Frauen es für ein besonderes Glück und eine große Ehre hielten, mit einem Angetol, d. h. einem ihrer Propheten und Gelehrten, in ein intimes Verhältnis zu treten und er fügt hinzu: „ja, viele Männer sehen es selber gern und bezahlen den Angetol dafür, daß er bei ihren Frauen schlafte, besonders wenn sie selber keine Kinder mit ihnen zeugen können.“ Dem darauf kommt es an: den Nachwuchs zu mehren; denn je zahlreicher er ist, um so besser wird das Haus später mit Nahrung versorgt sein. Das ist vermutlich ganz allgemein der Grund, der den primitiven Eheverhältnissen des Menschengeschlechts der Urzeit ihre Form gegeben hat.

Die Ehe der Eskimos ist nicht regellos. Feste Gesetze bestimmen hier. Das Heiraten zweier Geschwisterkinder unter einander, wie überhaupt zwischen nahen Verwandten ist nicht erlaubt. Nicht einmal Pflegegeschwister, die zufällig zusammen erzogen sind, dürfen sich heiraten. Am besten soll die Braut von auswärtig sein. Also auch hier eine Anknüpfung an Verhältnisse, wie sie bei den Indianern bestehen und wie sie seit Morgan so große Bedeutung für die geschichtliche Forschung erlangt haben. Das Heiratsgesetz der Eskimos entspricht nämlich der sogenannten Trogamie oder dem Verbote, sich mit mutmaßlichen Blutsverwandten desselben Familiennamens ehelich zu verbinden. Ransen weist ausdrücklich darauf hin, daß die Eskimofamilie so dem Sing (bei den Chinesen), der Gotra (bei den Hindus) oder der Gens (bei den Römern) entspreche, und daß sich dasselbe Eheverbot unter anderem bei den Indianern finde.

So vertieft der Blick auf die Ordnung der geschlechtlichen Beziehungen das Bild, das die kommunistische Regelung der Ernährung von den Eskimo-Gemeinwesen gewinnen ließ. Das Bild hat urzeitlichen Charakter, aber wie nahe stehen unserm sittlichen Empfinden und Urteilen diese Menschen, wie viel Reinheit offenbaren ihre Herzensenschaften! Sie stecken mit ihrer Moral noch im urwüchsigen Kommunismus, durch den alle Kultur einmal hindurch gegangen ist und der, wie alles in der Welt, überwunden werden mußte. Mit seinem Zerfall ging auch jene Moral, die Ransen so ehrlich der civilisierten Menschheit vorhält, dahin. Aber sie lebt noch im Erinnern und ist immer wieder das Ziel der auf irdische Erlösung bedachten Menschheit. Es ist nicht das geringste Ergebnis des Ransenschen Buches, daß es wirklich lehren kann, daß eine solche Moral eine ganz bestimmte wirtschaftliche Organisation zur Voraussetzung fordert, eine kommunistische nämlich, in der die Ordnung streng nach dem Gesichtspunkte der bestmöglichen Kräftigung und Erhaltung des Lebens aller Mitglieder der Gemeinschaft gemodelt ist. —

### Kleines feuilleton.

dy. Wie Napoleon das Elend abschaffte. Die Socialpolitik Napoleons I. wird ausreichend charakterisiert durch den Paragraphen in dem nach ihm benannten Gesetzbuch, dem Code Napoleon: „Jede Koalition der Arbeiter für die Einstellung der Arbeit, um eine Erhöhung des Arbeitslohnes zu erlangen, wird mit fünfjähriger Gefängnisstrafe oder fünfjähriger Polizei-Aufsicht bestraft.“ Das war übrigens bloß die strafverschärfende Erneuerung eines Dekrets der konstituierenden Nationalversammlung, die es schon im Beginn des Revolutionssturmes wagte, am 14. Juni 1791 alle Arbeiterkoalitionen für ein „Attentat auf die Freiheit und die Erklärung der Menschenrechte“ zu erklären und mit einer Strafe von 500 Livres und einjähriger Verlust der Bürgerrechte zu bedrohen. Napoleon erscheint also in jenem Paragraphen seines Strafgesetzbuches bloß als Willensvollstrecker der durch die Revolution zur Herrschaft gelangten Bourgeoisie. Er hat aber andererseits auch einmal den Versuch unternommen, die chimärische Idee des „socialen Königthums“ in die Wirklichkeit zu überlegen — freilich in einer Weise, die darthut, daß es leichter ist, Armeen auf dem Schlachtfeld zu befehligen, als die Sphinxrätsel der socialen Frage zu lösen. Napoleon ging — augenscheinlich ohne jede Vorstellung von den Grenzen seiner Macht — an die Aufgabe heran, indem er am 24. November 1807 dem Minister des Innern, Crötet, im militärischen Kommando auf Befehl, „binnen einem Monat das Elend in Frankreich auszurotten!“ Er ließ es sich offenbar nicht träumen, daß er damit dem Minister im Grunde den Ansturz der ganzen bürgerlichen Gesellschaft auftrag, sondern hielt die Sache für ein Kinderspiel. Schreibt er doch ganz munter in seinem Citat weiter: „Man muß nicht über diese Erde gehen, ohne Spuren hinter sich zurückzulassen, die unser An-

denken der Nachwelt teuer machen. Verlangen Sie nicht wieder drei oder vier Monate Frist, um Nachforschungen anstellen zu können. Sie haben junge Auditoren, intelligente Präfecten, unterrichtete Ingenieure zu Ihrer Verfügung. Lassen Sie all diese Leute rennen, und schlafen Sie nicht in dem gewöhnlichen Schneedengang der Bureaucratie ein!“ Wenn die Schmeicheleien byzantinischer Höflinge für unansehnliche Wahrheiten gelten müßten, so wäre freilich das von Napoleon gesteckte Ziel glänzend erreicht worden. Denn im gejetzgebenden Körper brach nachher der Berichtersteller über die kaiserliche Abschaffung des Elends in den Hymnus aus: „Ewige Dankbarkeit muß der Wohlthätigkeit des Helden gezollt werden, welcher der Armut eine Zufluchtsstätte verschafft und das Elend aufgehoben hat! Von nun an werden die Waisen nicht mehr verlassen sein, die dürstigen Familien werden nicht mehr nach Hilfe schmachten, und die Arbeitslosigkeit wird aufhören! Unsere Schritte werden nicht mehr durch den ekelhaften Anblick der Krankheiten und des Elends aufgehalten werden!“ Man wird begierig sein, die grundsätzlichen Maßregeln kennen zu lernen, durch die es dahin gebracht worden war. Herr Crötet hatte eine gediegene Methode befolgt, um im vorgeschriebenen Zeitraum fertig zu werden. Seine ganze Weisheit bestand darin, daß er eilends 50 neue Armen- und Arbeitshäuser einrichtete, die 22 550 Personen aufzunehmen vermochten. Da ward nun möglichst alles hineingepackt, was auf der Straße das Auge der Bescheidenden beleidigen mochte: Bettler, Vagabunden, Prostituierte, Krätige und Epileptiker, Arbeitslose und Arbeitsunfähige wanderten in diese Unibersalbehältnisse, die gleichzeitig Krankenhäuser, Armenhäuser und Besserungsanstalten waren, am besten aber charakterisiert werden als Zuchthäuser zur Bestrafung des Verbrechens, ein Habenichtes zu sein.

Fertig war die Lanbe; weiter hielt Crötet zur Lösung der socialen Frage nichts vorräthig. Der Kaiser allerdings wird mit der Zeit auf den Gedanken gekommen sein, daß mit der Potentinschen Dörfern Crötets noch nicht alles gethan sei. Als er zu Ende des Jahres 1812 von Rußland zurückkam, forderte er vom Pariser Polizeipräsidenten einen Bericht über die Lage der Arbeiter ein. Darauf bekam er u. a. folgendes zu lesen: „In der Vorstadt St. Antoine und den angrenzenden Stadtteilen giebt es Arbeiter, die in die Läden brechen und „Arbeit oder Brot“ fordern. Die Geister erhitzen sich, und am hellen Tage werden Plakate gegen den Kaiser angeschlagen. Ich glaube, daß die Verhaftung der ärgsten Mädelstähler ein gefährliches und ohnmächtiges Mittel wäre.“ ... Beigefügt war eine detaillierte Arbeitslosen-Statistik, aus der hervorging, daß von 66 550 männlichen Arbeitern 21 950 arbeitslos waren. Bei der Betrachtung dieser Ziffern werden dem Kaiser wohl einige Zweifel aufgestiegen sein, ob seine Methode zur Abschaffung des Elends die richtige sei. —

### Musik.

Ein jüngerer Komponist, Herr Paul Schwere, hat sich vorgezeten (Dienstag) in der Singakademie soweit äufigst eingeführt, daß man später nicht ungerne etwas von seiner weiteren Entwicklung hören wird. Er ließ — selber am Klavier begleitend — mehrere Sololieder und einige Duette singen. Die von ihm zur Vertonung gewählten Dichter sind fast lauter weniger abgebrauchte; mit Vorliebe komponiert er Gedichte von Walter Robert-Tornow. Seine Vertonungsart zeigt den Typus der modernen Liebeskomposition: Unterordnung des Tones unter das Wort, möglichste Charakteristik, geringer Ehrgeiz nach spezifisch musikalischer Form. Indessen hält sich diese Charakterisierung, wie wir es jetzt so häufig finden, ans Einzelne und Kleine, oft Kleinliche. Nicht das Herstellen einer musikalischen Stimmung, aus der die poetische und musikalische Situation herauswächst, nicht die farbenprächtige Anschaulichkeit eines Gesamtbildes ist es, was ihn bewegt, sondern die trodenere, mehr pedantisch genaue Kommentierung des Textes durch die Musik. Dabei stellt es ihm nicht an der Kraft eines lebhaften Drauflosgehens; allein sie gestaltet sich vorwiegend zu einzelnen Stößen, zu forcierten Ausbrüchen. Und dieses Stöße- und Rudeweise spürt man um so unangenehmer und schließlich ermüdender, als der Grundzug der Begleitung von nüchternen Regelmäßigkeit ist: ein Pendeln und Walzen, ein Sagen- und Gaden. Handelt es sich gar z. B. um ein Schmiebelied, so geht auch das Farkere des Textes im Hämtern unter; handelt es sich um ein Abendlied, so lönt es wie ein Wiegenlied; und kommt ein solches daran, so wird die Wiege wieder von wichtigen Stößen ershüttelt. Ein höchst einfaches Gedicht von „Zwei Rosen“ wird im Duett mit einer Musik beladen, als gelte es eine Fabrikation und Ausprobierung von Kanonen. Mit besonderer Vorliebe strebt der Komponist nach volkstümlichen Weisen; doch gerade diese Art steht ihm bei seiner wichtigen Gestaltung am wenigsten zu Gesicht. Er kann aber gute Musik machen, wenn er sich nicht zu sehr in seine einzelnen Hiebe verrennt. Das Duett „Nachgefäng“ und das Lied „Soldaten-Serenade“ sind ganz entschieden glückliche Schöpfungen, namentlich zu Anfang — wie er denn überhaupt meistens mit einer hübschen Charakteristik beginnt; nur daß im weiteren Verlaufe die Befundung nicht genug vorhält. Vielleicht am interessantesten in der beschreibenden Darstellung ist ein Lied „Auf dem Eise“; allein das Spitze und Stachliche, das Stechende und Plakende daran verdirbt den Genuß.

So viel Gutes auch in dem gesamten Material dieses Kompositionsabendes steckt: die Neigung zu starken, groben Mitteln, zum Losschleichen von Effekten, diese Ueberragung des Theaters auf die

Ort hemmt die Kunst unfres Komponisten ebenso wie die vieler anderer Künstler der Produktion und der Reproduktion. Sie schadet auch den für dazartiges eintretenden Sängern, verleitet sie zu Gesangsercessen. Die Kammerfängerin Elise De Hys-Siutscherra vom Prager Landes-Theater hat sich der Kompositionen von Schwers so lebhaft angenommen, daß sie die allermeisten auswendig sang und trotz einer starken Indisposition nicht absagte. Die begreifliche Trübung der Stimme nimmt man in einem solchen Falle ohne Gram hin; allein die Belastung der Stimme durch das Gezwungene in der Komposition bleibt doch bedauerlich. Auch Herrn Alexander Heinemann schaden solche Abende. Dieser gut gebildete Sänger neigt ohnehin zum Loslegen; diesmal wurde — vielleicht ebenfalls durch die Wettertücken — sein Loslegen zum Teil recht unschön. Der Erfolg des Konzertes beim Publikum war selbst nach dem Maßstab der an solchen Abenden üblichen Wärme groß. Daran hatte aber nicht nur das scharf Zugreifende des Komponisten seinen Anteil, sondern auch der ersichtliche mühevollte Ernst, der in diesen Arbeiten steckt. Und um dieses willen behalten wir ihren Schöpfer vorläufig gern in Erinnerung.

Mit ähnlichen Eindrücken scheiden wir auch von der, nun zu Ende gehenden Regierung Max Gospauers, im Theater des Westens. Viel erster Wille, wenigstens im Verhältnis zu den Schwierigkeiten eines Privat-Theaters, und viel Verbes in der Durchführung! Vielleicht bringt uns vom Herbst 1903 an das Regiment Brasch eine feinere Kunst. Als anscheinend letzte That der ablaufenden Saison erschien am neulichen Sonntag eine Neu-Einführung der „Glocken von Corneville“ von Robert Planquette aus dem Jahre 1877, nachdem wir seine „Sparmannsell“ kurz vorher kennen gelernt hatten. Das geschickte, nicht gerade sehr feinfühlig, aber doch musikalisch gefällige Werk bedarf ja keiner Kritik mehr. Die Aufführung war so, wie es dort eben üblich ist. Ein im guten wie im schlechten Sinne solides Orchesterpiel; ein Gesang nicht dritten, sondern zweiten Ranges; viel Possenkomik; kurz: ein besseres Stück Provinz. So leistete z. B. der Tenorbariton Oskar Braun als Marquis de Corneville Gewaltiges im Prunk mit seinem großen Stimm-material; der Tenor Siegfried Adler als Bauernjunge Grenicheux brachte es nicht so weit, sondern gab mehr nur Bruchstücke von Tönen. Ueber die Damen Lina Doninger und Aurelie Névy haben wir uns bereits mehrfach ausgesprochen; sechs Sängern kleinerer Rollen seien kurz mit Anerkennung erwähnt. Jamitten des Gesamtzuges der Aufführung, der mehr einer Dekorationsmalerei als einer Feinmalerei zu vergleichen war, bewegte sich ein Gast, Th. Siegmund, in ganz anderer Weise. Er hielt sich mit seiner geringen Stimme recht bescheiden, arbeitete dagegen seine Rolle, den schwindelhaften und zuletzt geistesverwirrten Bächter Gaspard, schauspielerisch sehr genau und überzeugend durch. Schließlich darf das Ballet unter Führung von Gertrud Sirauch als eine der erfreulichsten Erscheinungen des ganzen Ensembles dieser Opernsaison nochmals erwähnt werden.

Das Textbuch, aus dem Verlag von Breitkopf u. Härtel, war endlich wieder einmal eine Erholung von dem schauerhaften Gebrauch, dem Publikum „Arien und Gesänge“ hinzuwerfen. Carl Friedrich Wittmann, wohl der beste Herausgeber von Operntexten, ist tot. Möchte doch das Beispiel seiner gediegenen Arbeiten weiterhin vorbildlich wirken! — sz.

### Erziehung und Unterricht.

k. Englische Schulbildung. Ein hartes Urteil über die Resultate der Erziehung in den öffentlichen höheren Schulen Englands fällt R. C. Lehmann in einem Artikel, den er in „The Pall Mall Magazine“ veröffentlicht. Dabei verwahrt er sich ausdrücklich gegen den Einwand, daß er voreilig verallgemeinere. Er geht aus von einem Vergleich mit dem amerikanischen Knaben. „Wie stehen die beiden zu einander in Bezug auf die Entwicklung ihrer geistigen Kräfte, auf ihre Erziehung?“ fragt er, und giebt dann folgende Antwort: „In der Erziehung schlägt der gewöhnliche Amerikaner den englischen Jungen. Es kann gar kein Vergleich zwischen den beiden sein. Der englische Schüler der höheren Schule, selbst wenn er ein oder zwei Jahre auf einer Universität zugebracht hat, ist eines der unwissendsten Geschöpfe, die die Erde trägt. Man stelle ihn in den gewöhnlichsten Gegenständen auf die Probe. Von Geographie weiß er nur soviel, wie er durch Briefmarkensammeln zusammengebracht hat; mit der englischen Literatur steht er nicht einmal auf dem Fuße entfernter Höflichkeit; sehr oft weigert er sich, sich den Regeln der Orthographie zu unterwerfen, und der Stil und die Abfassung seiner Briefe würde bei einem Hausmädchen lächeln erwidern. Man spreche ihm von der Notwendigkeit eines gelegentlichen Punktes oder den Vorteilen eines oder zweier Konnata, so wird er zweifellos ehrerbietig zuhören. Aber wenn er nächstens wieder einen Brief schreibt, so wird er höchstwahrscheinlich seine Interpunktion wie aus einer Pfefferbüchse streuen, so wie er in der Schule seine griechischen Accente verstreute. Die neue Geschichte seines Vaterlandes oder der Welt im allgemeinen ist ihm ein versiegeltes Buch.“ Es folgt der Bericht über eine Unterhaltung, für dessen Genauigkeit der Verfasser sich verbürgt. Er scheidet nur voraus, daß viele Jünglinge indirekt ebenso geprüft wurden und gerade ebenso ratlos waren. Ein älterer und ein jüngerer Mann kamen über den Trafalgar-square, und es entspann sich folgendes Zwiegespräch: Der Jüngere: „Das ist Nelson auf der Säule, nicht wahr?“ Der Ältere: „Ja, natürlich. Sie

wissen, was er that?“ Der Jüngere: „O ja; er hat die Franzosen irgendwo verhaun?“ Der Ältere: „Ja, und die spanische Flotte auch.“ Der Jüngere (überrascht): „Die spanische auch? Ich dachte, daß wir mit den Spaniern immer kameradschaftlich getwesen sind. Wann war das? (Suchend): Etwa zur Zeit der Königin Elisabeth?“ (Es folgen Erklärungen.) Der Jüngere (fortfahrend): „Aber wer war dieser andre Napoleon, der, wie Sie sagten, von den Deutschen verhaun wurde? Ich wußte nicht, daß es mehr als einen gab!“ Der Ältere (ver zweifelt): „Können Sie mir einige Kriege sagen, die während des neunzehnten Jahrhunderts stattgefunden haben?“ Der Jüngere (nachdenkend): „Lassen Sie mich überlegen. O ja, da ist der Boerentrieg.“ Der Ältere: „Nichtig. Nun ein andrer.“ Der Jüngere: „Ich kann mich auf einen andern nicht besinnen. Niemals davon gehört. (Sich verbessernd): Hatten übrigens nicht auch die Amerikaner mit den Kubanern Spettafel?“ Das Thema wird aufgegeben und die Unterhaltung wendet sich etwas andrem zu ... —

### Aus dem Gebiete der Chemie.

ie. Großartige Experimente sind es, zu denen sich in den letzten Wochen der Chemiker Henri Moissan und der Physiker James Dewar zusammengesetzt haben. Es handelte sich für die beiden Forscher in erster Linie um die Ermittlung, ob bei den niedrigsten jetzt herstellbaren Temperaturen die chemischen Kräfte noch bestehen bleiben. Nach den bisherigen Versuchen hatte man annehmen müssen, daß dies nicht der Fall wäre, was um so unbegreiflicher war, als das Leben nachweislich auch bei der Temperatur des flüssigen Wasserstoffes (—252 Grad) nicht erstickt. Das von Moissan selbst entdeckte Fluor durchbrach diesen Widerspruch, indem es seine gewalttame Neigung zur Vereinigung mit dem Wasserstoff auch bei den tiefsten Temperaturen bewährte. Das Experiment, durch das diese Tatsache festgestellt wurde, verdient eine nähere Beschreibung. Eine mit reinem Fluorgas gefüllte Röhre zeigte in flüssigem Sauerstoff nicht die geringste Verdichtung, aber in flüssigem Wasserstoff verwandelte sich das Gas zunächst in eine bräunliche Flüssigkeit, dann in einen festen Körper von derselben Härte, die aber bei längerer Einwirkung der Kälte in Weiß überging. Ein solcher noch unerklärter Farbenwechsel bei sehr niedriger Temperatur war übrigens auch schon beim Chlor, Brom und Schwefel bekannt. Von der Röhre mit dem festen Fluor wurde nun, während sie im flüssigen Wasserstoff steckte, die untere Spitze mit einer stählernen Pinzette abgebrochen, und sobald dies geschehen war und dadurch beide Elemente mit einander in Berührung gesetzt waren, erfolgte eine heftige Explosion unter Entwicklung einiger Wärme und unter Feuererscheinung, wobei die Glasröhre in Staub zerrissen und sogar auch das doppelwandige Gefäß, das den flüssigen Wasserstoff enthielt, zersprengt wurde. Nachdem nun so auch das Fluor besiegt worden ist, bleibt das Helium das einzige Gas, das noch nicht in den flüssigen und festen Zustand hat übergeführt werden können. Die beiden Forscher haben sich aber mit diesen Erfolgen nicht zufrieden gegeben, und dabei hat sich gezeigt, daß das flüssige Fluor, dessen Temperatur bei —190 Grad liegt, auch auf andre Stoffe seine heftige chemische Wirkung ausübt, nämlich auf Schwefel, Selen, Phosphor und Arsen, noch heftiger auf Calciumoxyd und Anthracen; auch Calcium fing nach einiger Zeit in flüssigem Fluor Feuer, während Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Silicium, Bor, Jod, Antimon, Tellur träge blieben. —

### Humoristisches.

— Nach dem Bade. Madame: „Mimma, wo ist denn mein Diamantkamm? Ich habe ihn in meinem Haar stecken lassen.“

Dienstmädchen: „Ja, Madame, wo ist denn Ihre Haar?“ —

— Ein guter Mensch. „Wissen Sie, mein Mann ist das Muster eines Menschen, es giebt kein Laster, das er sich nicht bereits abgewöhnt hätte.“ —

(„Lustige Blätter“.)

### Notizen.

— Leo Tolstoj arbeitet gegenwärtig an seiner Selbstbiographie. —

— Felix Holländer ist litterarischer Veirat am Neuen- und Kleinen Theater geworden. —

— Paul Heyse's „Maria von Magdala“ wird nun doch die Aufführung durch den Goethe-Bund erleben; 1—3 Aufführungen sind auf Mitte Mai angesetzt. Die Censurbehörde hat ihr Verbot zurückgezogen. —

— Die Secessions-Ausstellung ist um sechs Werke russischer Künstler bereichert worden. —

— Von der Absage der 43 in München lebenden sächsischen Maler an die Dresdener Kunstausstellung haben sich Th. Th. Heine, Fritz v. Uebe, Professor Palmis und F. M. Bredt ausgeschlossen. —

— An der diesjährigen Münchener Jahres-Ausstellung im Glaspalast beteiligen sich die Luitpoldgruppe, Scholle, Verein für Original-Modern und Bund zeichnender Künstler (sämmtlich in München) mit Kollektivausstellungen, sowie zahlreiche auswärtsige Künstler. Der Anmeldetermin läuft bis zum 30. April. —